

Bis dass der Tod uns scheidet - Die Demenz meines Mannes und die Heimerfahrungen

Fünf Jahre nachdem mein Mann mit 61 Jahren vorzeitig in den Ruhestand gegangen war, wurde bei ihm die Diagnose Alzheimer-Demenz festgestellt, fünf Jahre später ist er gestorben. Das letzte dreiviertel Jahr hat er in einem Demenz-Heim in der Nähe gelebt.

Soweit die Fakten in Kürze. In diesen wenigen Jahren ist aber sehr viel im Zusammenhang mit der Erkrankung geschehen. Aber nicht nur seine Erkrankung, sondern auch die wachsende körperliche und psychische Belastung bei mir hat unser Zusammenleben sehr beeinträchtigt. Trotzdem hatte ich eine Heimeinweisung immer wieder aufgeschoben, bis der erste Versuch schließlich kläglich misslang.

Um freier über das Geschehene berichten zu können, werde ich keine Orte und Namen nennen.

Die ersten Anzeichen seiner Demenz

Mein Mann war in seinen letzten Berufsjahren von stabiler Statur. Dann aber nahm er ohne erkennbare Ursachen langsam aber stetig ab, in 2,5 Jahren 10 kg. Um das abzuklären bin ich mit ihm zum Hausarzt gegangen. Neben verschiedenen Untersuchungen wurde auch der sogenannte Uhrentest vorgenommen, wobei mein Mann auffallend schlecht damit zurecht kam. Das war der Grund, dass wir eine Überweisung zum Neurologen bekamen.

Nach vielen weiteren Untersuchungen auch des Gehirns per MRT wurde durch Ausschlussverfahren Alzheimer diagnostiziert. In der Folge haben wir verschiedene Medikamente in Pflaster- und Tablettenform ausprobiert, ohne den gewünschten Erfolg. Für mich schritt die Erkrankung des Gehirns deutlich erkennbar voran.

Es waren zunächst kleine Dinge, die meine Aufmerksamkeit erweckten, Einzelfälle von plötzlicher Hilflosigkeit. Beim nächsten mal gelang die selbe Tätigkeit wieder wie gewohnt.

Mein Mann war immer für unsere Finanzen zuständig gewesen, er konnte gut mit dem PC umgehen und hat alles sehr korrekt verwaltet. Er hatte sich zuhause Tabellen angelegt, in denen er Ein- und Ausgaben usw. festhielt und kontrollierte. Aber irgendwann blickte er durch seine eigenen Tabellen nicht mehr durch und verzweifelte zunehmend, wenn der PC mit einem Piepton nicht zulässige Schritte kommentierte. Auch über sein Email-Konto verlor er zusehends die Übersicht, war nicht mehr in der Lage Unwichtiges zu Löschen, wichtige Informationen aufzunehmen, sich zu merken oder an mich weiterzugeben.

Er äußerte einmal, dass er wohl nach dem Ausstieg aus dem Beruf „zu schnell heruntergefahren“ sei. Er wollte einfach erst mal seine Ruhe genießen und ist dabei geblieben. Außer den beiden Sportterminen pro Woche im Studio, die wir meistens gemeinsam nutzten, hatte er in dieser Zeit wenige Aktivitäten außerhalb des Hauses. Das Fahrrad blieb ungenutzt im Keller. Es zog ihn auch nicht alleine in die Natur. Planung und Anstoß von Aktivitäten oder soziale Kontakte überließ er mir.

Im Fitnessstudio, das wir beide schon seit mehreren Jahren besuchten, konnte er die Anweisungen der Trainer nicht mehr umsetzen. Zuletzt stürzte er im Trainingsraum und zog sich eine Platzwunde am Kopf zu. Das war für ihn das Ende des Trainings.

Er hat gerne Arbeiten im Haushalt übernommen: Kochen, Spülen, Saugen, Wäsche aufsetzen, Mithilfe im Garten beim Rasenmähen oder Unkraut abflämmen. Das klappte anfangs auch recht gut und ich konnte in der Zeit vielen Aktivitäten außerhalb des Hauses nachgehen. Später aber unterliefen ihm bei der Hausarbeit immer öfter Fehler. So vergaß er z.B. beim Lüften Fenster und Türen wieder rechtzeitig zu schließen; oder er ließ die Tür des Tiefkühlschranks offen stehen. Auch die Kellertür blieb nach der Nutzung wiederholt auch nachts geöffnet. Daher musste ich seine Tätigkeiten zunehmend kontrollieren.

Beim Autofahren gab es immer wieder mal Situationen, wo ich seine Unsicherheit bemerkte oder seine nicht angepasste Fahrweise. Unser Auto hat in der Zeit einige Kratzer abbekommen. Bei längeren Strecken hatte mein Mann immer das Fahren übernommen. Erstmals hat er mir aber im Urlaub auf La Palma das Fahren mit dem Leihwagen ganz überlassen, was schon sehr ungewöhnlich war. Da hatte er die Diagnose seit zwei Jahren.

Wenn an einem Tag mehrere Termine anlagen, war er damit überfordert. Er machte sich viele Gedanken über den Ablauf, ohne einen klaren Plan zu bekommen. Das machte ihn unruhig, ungehalten und reizbar, bis er sich verärgert zurückzog.

Er tat sich schwer mit dem Smartphone, oft berührte und drückte er unbewusst die Oberfläche und produzierte so ungewollte Anrufe, konnte Telefonate dann auch nicht wieder beenden. Deswegen haben wir ihm ein Seniorenhandy mit großer Tastatur besorgt. Damit klappte das Telefonieren noch eine Weile.

Mein Mann äußerte so gut wie nie Wünsche oder Bedürfnisse direkt und deutlich. Statt dessen fragte er mich ständig irgend etwas. Oft konnte ich mit seinen Fragen nicht viel anfangen und meine Antworten stellten ihn nicht zufrieden. Oder er wusste schon vorher, dass ich so reagieren würde, anders als er es sich gewünscht hat, und das ärgerte ihn. Ich musste oft überlegen, was hinter seiner Frage stecken könnte. Das machte die Kommunikation äußerst schwierig. Obwohl mein Mann von seiner Diagnose wusste und ich ihn bei aufkommenden Schwierigkeiten auf die Verbindung zu seiner Erkrankung hinwies, hat er von sich aus selten darüber gesprochen und sich auch nicht über die Demenz informiert. In einer früheren Phase der Erkrankung beklagte er sich schon mal über das „Durcheinander“ in seinem Kopf. Das passierte später nicht mehr.

Wir haben uns Hilfe geholt.

Als erstes habe ich Kontakt zum Demenz-Service-Zentrum aufgenommen, wo ich an einem Kurs für Angehörige für Menschen mit Demenz teilnahm. Hier habe ich viel über die Erkrankung erfahren, wie Betroffene sie vermutlich erleben und welcher Umgang mit ihnen angebracht sei.

Mein Mann ging zwei Jahre lang einmal im Monat zu einem Selbsthilfe-Gruppentreffen. Mir war das sehr wichtig, damit er außer mir regelmäßig noch andere Kontakte hatte. Und hier ging man ja mit viel Einfühlung auf seine Bedürfnisse und Fähigkeiten ein. Ich selbst habe mir ebenfalls eine Gruppe gesucht, die mir auch noch bis nach seinem Tod eine große Stütze war.

Zur Ergotherapie ist mein Mann nicht gerne gegangen. Er sah den Sinn nicht ein. Nachdem auch die zweite Einrichtung bei ihm zunehmend Widerstand auslöste und er nicht bereit war mitzumachen, haben wir es aufgegeben.

Mit seinen Freunden hatte sich mein Mann vorher regelmäßig zum Doppelkopfspielen getroffen. Aber auch dabei wurde so langsam deutlich, dass er das nicht mehr schaffte, dass er Regeln vergaß, mit der Komplexität des Spiels zusehends überfordert war. Man traf sich ihm zuliebe noch eine Weile ohne Kartenspiel, dann schiefen die Treffen ein. Als ich später mit der ständigen Betreuung meines Mannes oft überfordert war, habe ich diese Freunde gebeten, mit ihm wieder öfter was zu unternehmen, eine Runde spazieren zu gehen, ihn zum Kaffee einzuladen oder ähnliches. Das haben sie auch tatsächlich gemacht, sich unter einander abgesprochen und abwechselnd und mit Hilfe ihrer Frauen den kranken Freund betreut. Allein schon, dass sie mitbekamen, unter welcher Belastung ich stand und sich kümmerten, war für mich hilfreich.

Mein Mann war lange Zeit körperlich noch sehr fit und hatte einen großen Bewegungsdrang. Tägliche gemeinsame Spaziergänge im Wald gelangen noch recht gut, gestürzt ist er dabei nie. Aber die erhoffte Müdigkeit danach blieb bei ihm aus. Zuhause war er dauernd auf den Beinen, suchte nach Tätigkeiten im Haus und ums Haus herum, und lief auch öfter alleine weg. Mit einem Ortungsgerät, das ich ihm in der ersten Zeit mitgab, versuchte ich die Kontrolle über seinen Aufenthaltsort zu behalten. Mit zunehmender Desorientierung wurde aber auch das problematisch. Ich konnte ihn nicht mehr alleine laufen lassen, aber er verschwand trotzdem in einem unbeobachteten Moment und ich musste ihn suchen. Beim Laufen bog er bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach rechts ab und landete so oft auf Nachbargrundstücken. Ich fand ihn aber auch an der viel befahrenen Bundesstraße entlanglaufen, im Sommer in praller Sonne ohne jeden Schutz.

Immer mehr wurde seine Unruhe auch in der Nacht ein Problem. Oft schlief er stundenlang nicht und untersuchte im Schlafzimmer und Bad die Dinge, die sein Interesse weckten, und brachte sie in eine neue „Ordnung“. Vergeblich versuchte ich ihn immer wieder ins Bett zurück zu bringen. Kurz danach war er wieder aktiv.

In unserem Einfamilienhaus befinden sich oben die Schlafzimmer und ein Bad, unten der Wohnbereich.

Anfangs hatte ich unten eine Etagentür einbauen lassen, wodurch ich verhindern konnte, dass die ganze Wärme durchs Treppenhaus nach oben verloren ging. Durchs nächtliche Abschließen der Tür konnte er nachts nicht mehr unten in der Wohnung herumlaufen und „Dummheiten“ anstellen.

Die nervliche Beanspruchung am Tag und die ständige Ruhestörung in der Nacht haben sehr an meinen Nerven gezerrt. Oft eskalierte die Situation, ich hab ihm Vorhaltungen gemacht, er wurde aggressiv und bockig, ich ärgerte mich über seine Undankbarkeit und mangelnde Mithilfe, bis es auch einige Male zu Drohungen oder einem spontanen Schlag kam. Am ehesten konnte ich dieser Aufwärtsspirale entgehen, wenn ich rechtzeitig den Raum verließ, Abstand suchte, um mich erst einmal zu beruhigen.

Tagsüber konnte ich ihn zuhause zu keiner längeren Tätigkeit motivieren, obwohl ich einiges ausprobiert habe. Fernsehen und Radio lockten ihn auch nicht. Er war ständig auf den Beinen. Wenn ich versuchte meine Aufgaben zuhause zu erledigen, störte er mich immer wieder. Meist ging es um Nahrungsaufnahme oder -ausscheidung. Er verlor dabei immer mehr Selbständigkeit, fand das Bad nicht oder kam mit der Nutzung der Toilette nicht zurecht. Trotz der Windel ging oft was daneben und ich musste ihm die Hosen wechseln.

Sein Hungergefühl war ebenfalls gestört, er war auch kurz nach einer Mahlzeit wieder auf der Suche nach Essbarem. Er holte Verschiedenes aus dem Kühlschrank, wusste oft nicht mehr, wie die Verpackung zu öffnen war und versuchte sie dann mit einem Messer aufzuschlitzen. Damit hat er sich dann seine Zeit vertrieben.

Wenn ich eine Weile in Ruhe arbeiten konnte, ohne dass ich ihn hörte, ahnte ich schon, dass ich nachher wieder einiges aufzuräumen und zu reinigen hatte. Von meinem Ärger und meiner Verzweiflung, die dann einsetzte, ganz zu schweigen.

Im zweiten Jahr nach der Diagnose ist mein Mann einmal in der Woche zu einer Seniorengruppe gegangen, aber dort hat er sich auch nicht wohl gefühlt. Stattdessen ist dann wöchentlich ein Mann von der Atempause zu uns gekommen und hat ihn für einen Spaziergang mitgenommen. Das haben wir über einen langen Zeitraum durchgezogen. Diese Person hat auch einige Male abends auf meinen Mann aufgepasst, wenn ich zu meiner Selbsthilfegruppe gehen wollte. Da mir das insgesamt aber zu wenig an Entlastung war, habe ich ihn in der Tagespflege angemeldet. Da hatte ich endlich ein paar Stunden frei für mich und all die Aufgaben, die ich mit ihm zusammen nicht fertig stellen konnte. Meist habe ich diese Stunden mit Arbeit in Haus und Garten verbracht. Später habe ich mir eine Putzhilfe gesucht. Diese Entlastung habe ich genossen, mein Mann dagegen hat „diese Fremde“ im Haus nicht akzeptiert.

Die Tagespflege, die mein Mann mehrmals in der Woche besuchte, war Teil einer größeren Einrichtung, die u.a. auch Kurzzeitpflegen in ihren Heimen anbot. Im dritten Jahr seiner Erkrankung war es mir gelungen, meinen Mann für eine Woche im Herbst in die Kurzzeitpflege im Nachbarort unterzubringen. Nach bestem Wissen habe ich das Haus über seine Fähigkeiten, Gewohnheiten und die notwendige Unterstützung informiert.

Die Ruhe im eigenen Haus habe ich sehr genossen und ein Wochenende bei meiner Schwester haben mir auch gut getan. Als ich meinen Mann abholte, teilte man mir mit, dass er für diese Einrichtung mit seiner Unruhe einerseits, seiner körperlichen Fitness andererseits besonders problematisch gewesen war. U.a. hatte er mit Kraft ein Türschild abmontiert oder, indem er die Toilette verstopfte, das Bad unter Wasser gesetzt.

Zuhause war ich mit ihm meist allein. Einer unserer beiden erwachsenen Söhne wohnte nicht so weit entfernt und hat mich häufig entlastet, wenn ich dringend eine Auszeit benötigte. Auch Freundinnen nahmen gelegentlich meinen Mann zu einem Spaziergang mit. Wichtig und stärkend waren mir ihre Besuche und Telefonate aber besonders, weil ich mich aussprechen und ausweinen konnte und Verständnis erfuhr.

Der erste Heimaufenthalt missglückte

Im Januar des folgenden Jahres haben wir, mein Sohn, mein Mann und ich, mehrere mögliche Heime für ihn angesehen. Mein Mann war mit Interesse dabei, verstand aber wohl die Bedeutung nicht mehr. Eines davon war ein neu gebautes Haus speziell für Demenzerkrankte, das uns sehr gut gefallen hat, weil es den Bedürfnissen meines Mannes entsprach. Die zweite Einrichtung für Senioren und Demente besuchten wir am Ende Januar. Es gehörte zu der Einrichtung, in der er zur Tagespflege ging und in der auch die Kurzzeitpflege stattgefunden hatte.

Dann wurde es plötzlich turbulent. In dem zweiten Haus sollte in Kürze ein Heimplatz frei werden. Ich musste mich aber sehr schnell entscheiden, ob ich den Platz für meinen Mann haben wollte. Die von der Tagespflege kannten die Einrichtung und machten mir Mut. Ich habe mich dann durchgerungen und auf die Schnelle, d.h. einen Tag später, zugesagt, habe die Einrichtung noch einmal besucht, das Zimmer angesehen, die Möbelübernahme abgeklärt, nach Einrichtungsgegenständen gesucht, die ihm das neue Zimmer wohnlicher und vertrauter machen sollten.

Mein Mann bekam natürlich die Unruhe und die Aktivitäten mit, er konnte sie aber nicht einordnen. Der bevorstehende Wohnortwechsel drang nicht zu ihm durch. Darüber reden

verwirrte ihn eher, als dass es Klarheit brachte. Also war es besser, dass alles so normal wie möglich lief. Am Tag vor dem Umzug besuchte er noch einmal seine Tagespflegegruppe und verabschiedete sich dort.

Eine Woche nach meiner Zusage war schon der Tag des Einzugs. Weil eine besondere Nachmittagsveranstaltung mit Kaffee und Diaschau über das vergangene Jahr stattfand, konnten wir zu dritt dieser noch beiwohnen und die Bewohner auch ein bisschen kennenlernen. Später haben wir uns von meinem Mann und Vater verabschiedet. Wie würde er sich verhalten?

Am nächsten Morgen erhielt ich früh einen Anruf vom Heim, dass sie meinen Mann nicht behalten könnten. Er war in der Nacht der Nachtwache auf den Versen geblieben, was beim offenen Treppenhaus z.T. gefährlich war. Auch war es keine geschlossene Einrichtung, was bei seiner Weglauftendenz im Grunde nicht ging. Er war wohl äußerst unruhig und widerspenstig und zeigte Tendenz zu selbstverletzendem Verhalten. Deswegen hatte man ihm am Morgen ein Beruhigungsmittel gegeben. Mittags musste ich ihn wieder mit all seinen Sachen abholen. Ich erlebte in dieser einen Woche eine Achterbahn an Gefühlen. Ich hab zwar in Nachhinein noch versucht im Gespräch mit der Leitung meine aufkommenden Fragen zu klären, insbesondere, warum man mir zu diesem Heim geraten hatte, wo sie das Verhalten meines Mannes doch kannten. Oder warum ich nicht über die Möglichkeit informiert worden war, die erste Nacht bei ihm zu verbringen. Eine befriedigende Antwort bekam ich nicht. Aber daraus hatte ich Wichtiges gelernt. Wenn ich ihn noch einmal in ein Heim geben würde, dann müsste vorher alles ausreichend abgeklärt sein.

Ich habe mir dann noch ein spezielles Demenzhaus innerhalb dieser Einrichtung angesehen, war aber u.a. von der räumlichen Enge entsetzt. Hier konnte ich mir meinen Mann nicht vorstellen. Außerdem war das Vertrauen in die Einrichtung nicht mehr da.

Wieder zuhause

So etwas wollte ich so schnell nicht wieder erleben. Da war es mir lieber zuhause mit meinem Mann den kommenden Frühling zu erleben. Außerdem stand Anfang Februar der 70. Geburtstag meines Mannes an, den wir trotz allem feiern wollten und bereits geplant hatten. Darauf haben wir uns jetzt erst mal konzentriert.

Diese Geburtstagsfeier war ein letztes Highlight. Wir hatten eine schönen Gasthof in der Nähe gebucht. Die Familie kam zusammen, außerdem viele seiner Weggefährten und Freunde. Mein Mann hat sich offensichtlich so wohl gefühlt in diesem Umfeld, dass er viele Stunden mit Freude und Interesse dabei war. Ich war selbst erstaunt darüber. Und viele der Anwesenden haben ihn hier ein letztes Mal erlebt und sehr positiv in Erinnerung behalten.

Die Phase, in der mein Mann mit viel Uneinsichtigkeit, Widerstand und Aggression reagierte und ich selbst oft die Nerven verlor und verzweifelte, veränderte sich langsam. Er benötigte zunehmend Hilfe bei allen Verrichtungen, aber er wehrte sich jetzt weniger, wurde weniger aggressiv. Ich reagierte darauf mit mehr Verständnis und Geduld. Der tägliche Spaziergang von etwa einer Stunde tat uns beiden gut, seine Verdauung war regelmäßig, er hatte keine Schmerzen, nahm kaum Medikamente.

Im Haus schloss ich mehr und mehr die Türen ab, da nichts vor ihm sicher war und ich Gefährdungen ausschließen musste. Die Schlüssel legte ich oben auf den Türrahmen, um sie schnell griffbereit zu haben. Er bekam das nicht mit. Auch wenn er durch die Wohnung ging und auf verschlossene Türen stieß, erzeugte das bei ihm keinen Widerwillen mehr, er nahm es als

gegeben hin und beschäftigte sich mit den Türgriffen. Mich selbst störten die verschlossenen Türen schon eher. Es kam auch gelegentlich vor, dass ich einen Schlüssel stecken ließ und er mich unabsichtlich einschloss. Mit viel Geduld und Kreativität habe ich mich jeweils aus der unangenehmen Situation befreien können.

Ich habe dann auch im Obergeschoss die zweite Etagentür einsetzen lassen. Nachdem mein Mann einmal nachts draußen herumgelaufen und auf dem abschüssigen Nachbargrundstück gestürzt war, konnte ich ihn jetzt wenigstens im Schlafbereich festhalten, denn auch die Treppe war nicht mehr ungefährlich.

Im letzten Jahr zuhause war auch der Einbau eines zweiten Handlaufs an der Wand im Treppenhaus eine große Hilfe. Oft benutzte er tagsüber die Treppe ohne große Probleme, aber er hat sich auch einige Male an der Rauhputzwand den Arm aufgeschabt. Oder er blieb auf der Wendung der Treppe stehen und konnte die Linksdrehung nicht vollziehen. Mit dem zusätzlichen Geländer zog er sich an der Wand entlang nach oben.

In dieser Zeit habe ich in Gedanken alle Möglichkeiten durchgespielt, was wäre, wenn er nicht mehr nach oben steigen könnte, wenn er sein Schlafzimmer nicht mehr erreichen könnte, wenn er in den Rollstuhl müsste, wie wir das untere Bad umgestalten könnten.

Die Zeit im Heim - Entlastung und neue Nähe

Trotz der großen Belastung, der Einschränkungen und Schwierigkeiten scheute ich mich immer noch davor, ihn ins Heim zu bringen. Aufgrund der Coronapandemie nahm das von uns favorisierte Heim auch keine neuen Bewohner auf. Ich hatte Zeit genug, über die Heimeinweisung nachzudenken und die Bedingungen zu erkunden. Dieses Heim war eine geschlossene Einrichtung, wofür ein richterliches Gutachten notwendig war. Mehrere Briefe mit der Schilderung der Situation zuhause, mit Fragen und Informationen schrieb ich ans Heim. Aber dann stand der Termin endlich fest.

Im Juni des selben Jahres konnte ich meinen Mann in das gewünschte Haus bringen. Trotzdem rechnete ich mit großen Widerständen und Eingewöhnungsschwierigkeiten, die aber überraschenderweise gar nicht eintraten. Wenn ich da war, war es offensichtlich gut für ihn. Wenn ich wieder wegging, anfangs bin ich unauffällig verschwunden, später habe ich mich bewusst bei ihm verabschiedet, dann akzeptierte er das. Er war wohl nicht mehr in der Lage, das zu verstehen. Die nächsten Monate gestalteten sich sehr entspannt für uns beide, ich besuchte ihn regelmäßig und war dann ganz für ihn da. Nach sehr langer Zeit spürte ich sogar wieder Nähe und Zärtlichkeit zwischen uns, obwohl unsere Beziehung sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten deutlich abgekühlt hatte. Das war für mich sehr tröstlich.

In diesem Heim konnte er seinem Laufdrang uneingeschränkt nachgehen und auch mit seiner nächtlichen Unruhe wusste man hier gut umzugehen. Beruhigungsmittel hat man ihm nicht gegeben.

Und ich konnte nun die ungestörten Nächte zuhause und die Unabhängigkeit tagsüber genießen. Anfangs bin ich täglich zu ihm gefahren, später alle zwei Tage. Jedes Mal wurde ich vorher im Eingang vom DRK getestet. Dafür, dass ich ihn in dieser Coronazeit durchgehend besuchen konnte, bin ich dem Haus sehr dankbar.

Später wurden bei meinem Mann auch die körperlichen Einschränkungen größer. Er hatte weiter abgenommen, von Muskulatur war auch nicht mehr viel zu sehen. Er stolperte öfter und zog sich blutige Schrammen oder Blutergüsse zu. Nun besorgte man ihm einen Helm, um den Kopf zu schützen. Mit jeder weiteren Komplikation wusste das Haus Hilfe anzubieten, was ich zuhause

überhaupt nicht hätte leisten können. Man probierte verschiedene Gehhilfen aus. Dann konnte er aufgrund von Spastiken nicht mehr stehen und gehen und bekam einen Rollstuhl, bzw. nahm im Relaxesessel am Leben in der Einrichtung teil. Ich erlebte, wie freundlich und fürsorglich die PflegerInnen sich um meinen Mann und die anderen Bewohner kümmerten und er dankte es ihnen mit einem Lächeln.

Mein Mann ist nach etwa einem dreiviertel Jahr in seinem Zimmer gestorben. Ich habe ihn auch in seinem mehrwöchigen Sterbeprozess begleiten können. Er lag zum Schluss nur noch im Bett, hat nicht mehr genug Nahrung und Flüssigkeit zu sich genommen, schlief viel. Die vorliegende Vollmacht erleichterte die Entscheidung, ihm nicht noch künstliche Nahrung und Flüssigkeit zuzuführen. Alles war für eventuelle Probleme wie Atemnot oder Schmerzen vorbereitet, aber er hat es nicht gebraucht, sondern ist langsam entschlafen.

Die Begleitung meines sterbenden Ehepartners war eine harte, aber auch bereichernde Erfahrung. In dieser Zeit habe ich viel über unsere vierzigjährige Ehe, die Schwierigkeiten und Defizite nachdenken können, mich aber auch an die schönen Zeiten und Erlebnisse erinnert.